

Die Zeit.

Wiener Wochenschrift

für

Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst.

Herausgeber:

Professor Dr. J. Singer,
Hermann Bahr und Dr. Heinrich Kanner.

Band XIII und XIV ◊—————

October 1897 — März 1898.



Wien, IX/3, Günthergasse Nr. 1.

Druck von Bruno Bartelt, Wien, IX., Maximilianplatz 10.

Die Zeit.

XIV. Band.

Wien, den 26. März 1898.

Nummer 12

Die Wächter der Verfassung.

Um das durch Dr. Baernreithers, des „Wächters der Verfassung“, Eintritt in das Cabinet Thun-Kaizl einigermaßen erschütterte Vertrauen in seine ehrlichen Absichten bei den deutschen Oppositionsparteien wiederherzustellen, hat der verfassungstreue Großgrundbesitz, unter Führung des Barons Echlumecy, am letzten Samstag ein großes Beschwichtigungsmanifest beschlossen. Gegenüber dem durch den föderalistischen Landtag-Adressenturn, die föderalistische Abgeordnetenhaus-Majorität, die Namen Thun und Kaizl und die verdächtige Verschwiegenheit des Regierungsprogrammes gerechtfertigten staatsrechtlichen Befürchtungen beruft sich der verfassungstreue Großgrundbesitz in seinem Manifest auf „seine bisherige, durch fast vier Jahrzehnte consequent befolgte Haltung“ in der Verfassungsfrage, in welcher er für seine verfassungstreuen Anschauungen „Schulter an Schulter mit den gesinnungsverwandten Vertretern des deutschen Volkes in Oesterreich“ mit „unbeugbarer Standhaftigkeit gekämpft“ habe, führt als seinen besonderen Ruhmestitel an, daß er „wiederholt, wie insbesondere . . . in der Zeit der Fundamentalartikel“ seinen „Grundfögen zum Siege verholten“ habe, und glaubt damit „die volle Gewähr für seine unerschütterliche Ueberzeugungstreue und Unabhängigkeit — jetzt und in weiterer Zukunft“ gegeben zu haben. Der verfassungstreue Großgrundbesitz wünscht also, daß man aus seiner Vergangenheit auf seine Zuverlässigkeit in Gegenwart und Zukunft schließen solle. Diese historische Methode ist sicherlich sehr annehmbar. Doch wird man gut thun, ehe man sie zur actualen Schlußfolgerung benützt, die von den verfassungstreuen Großgrundbesitzern erzählte glorreiche Historie von ihrem geschichtlich erprobten Verfassungswächterthum auf ihre Wahrheit zu untersuchen.

Ähnlich wie jetzt das Ministerium Thun tauchte auch das Ministerium Hohenwart, als Nachfolger eines Zwischen-Ministeriums, am 7. Februar 1871 über Nacht plötzlich auf und erregte gleich vom ersten Augenblicke an, sowohl durch seinen außerparlamentarischen Charakter, wie theilweise durch seine persönliche Zusammensetzung und endlich durch sein nebulöses Programm bei den helleren Köpfen der Verfassungspartei lebhafteste Bedenken. Graf Hohenwarts Plan war, wie sich nachträglich zeigte, mit seinen föderalistischen Experimenten erst dann ordentlich herauszurücken, wenn er einmal das Budget, das Recrutencontingent, die Delegationsession und einige sonstige „Staatsnotwendigkeiten“ parlamentarisch in Sicherheit gebracht hätte. Zu diesem Ende mußte er die Wachsamkeit der Verfassungspartei einzuschläfern suchen. In dieser Absicht betonte er schon in seinem Regierungsprogramm, daß die Regierung „auf dem Boden der Verfassung stehe“, und wiederholte diese Versicherung bei jeder Gelegenheit. Noch am 4. Juli stellte er im Herrenhause „die allseitige Anerkennung und Befestigung der Verfassung als Hauptziel der Regierung“ hin. Durch alle die schönen Reden ließen sich aber die Führer der Verfassungspartei, insbesondere Herbst, Giska, Sturm, Groß, Nechbauer u. A., von ihrem Verdacht nicht ablenken und faßten den Plan, das Ministerium parlamentarisch einzuzwickeln, ehe es, mit den Staatsnotwendigkeiten versehen, ihnen durch die Parlamentschüre entschlüpfte wäre. In der Generaldebatte über das 1871er Budget stellte der Abg. Dr. Franz Groß am 6. Juni den Antrag, das Haus möge, aus Mißtrauen gegen die staatsrechtlichen Absichten des Ministeriums, über das Budget zur Tagesordnung übergehen. Nahm die Verfassungspartei, die damals noch immer über die parlamentarische Majorität verfügte, diesen Antrag einhellig an, so stand das Ministerium ohne Budget da und mußte, da überdies auch die vorläufige sehr frühzeitig einberufene Delegationsession noch immerhin nicht beendet war, wohl entweder zurücktreten oder unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen den föderalistischen Umsturz wagen. Der Plan der Verfassungspartei war also ein brillanter taktischer Coup, dessen Gelingen oder Mißlingen den Verfassungskampf entscheiden mußte. Und er mißlang! Er mißlang, weil ein Theil des verfassungstreuen Großgrundbesitzes bei der Abstimmung über den Antrag Groß am 7. Juni die gemeinsame Fahne verließ und gegen die Verfassungspartei mit den föderalistischen Parteien offen für das Ministerium stimmte und so die Verfassungspartei in die Minorität, die Regierung aber in die Majorität brachte. Mit Hilfe dieser Ueberläufer aus dem verfassungstreuen Großgrundbesitz brachte Graf Hohenwart seine Staatsnotwendigkeiten in Sicherheit. Am 10. Juli wurde der Reichsrath, nachdem er seine Schuldigkeit gethan, vertagt, am 19. Juli wurden die Delegationen geschlossen, am 4. August der erste Kronrath in Sachen des

böhmischen Staatsrechts abgehalten, am 11. August das Abgeordnetenhaus und die verfassungstreuen Landtage aufgelöst. Die einzige Hoffnung der Verfassungspartei bildete noch die Wahlcampagne. Die Partei führte denn auch den Wahlkampf unter der Verfassungsparole mit einer Erbitterung ohnegleichen durch. Aber auch er mißlang. An Stelle der verfassungstreuen kam eine föderalistische Majorität. Zu diesem Ergebnis hatte wesentlich auch der Umfall des verfassungstreuen Großgrundbesitzes in Oesterreich und Mähren beigetragen. Nun war die Bahn frei für die staatsrechtlichen Experimente des Grafen Hohenwart. Am 14. September erschien das berühmte königliche Rescript an den böhmischen Landtag, welches das böhmische Staatsrecht anerkennt. Der Staatsstreich wurde am 7. October mit den Fundamentalartikeln weitergeführt. Er wäre vielleicht auch bis ans Ende gegliückt, wenn nicht im letzten Augenblicke Erwägungen der äußeren Politik ihn durchkreuzt hätten.

Der verfassungstreue Großgrundbesitz hat jedenfalls kein Recht, sich seiner Haltung in diesem Verfassungskampfe zu rühmen. Am allerwenigsten dasjenige Mitglied des verfassungstreuen Großgrundbesitzes, das heute der leitende Geist in dieser Körperschaft ist und ebenso in dem Baernreither-Handel den Vermittler, wie nachher bei den deutschen Oppositionsparteien den Beschwichtigter gespielt und für die Beschwichtigungskundgebung seine gewichtige Stimme und Ersahrung eingesetzt hat: der Herr Baron Echlumecy. Denn er gehörte auch damals schon jener Fraction des verfassungstreuen Großgrundbesitzes an, welche im entscheidenden Momente die gemeinsame Fahne im Stiche ließ. Schon damals — in seiner Rede vom 7. Juni 1871 — vertrat er gegenüber den correcten constitutionellen Anschauungen, die zu jener Zeit noch Gemeingut der freisinnigen öffentlichen Meinung waren, die absolutistische Theorie von den „Staatsnotwendigkeiten“ und der „Compromittierung“ oder „Preisgebung“ des Parlamentarismus, eine Theorie, die seitdem schon ein Vierteljahrhundert lang von ihm colportiert wird, die aber nicht von ihm erfunden worden ist, sondern vom Grafen Hohenwart. Und die von überlegenen Intelligenzen, wie Herbst, Sturm, Nechbauer, Groß u. a., mit überzeugender Kraft begründeten Staatsstreich-Befürchtungen suchte er mit der Beschwichtigung zu zerstreuen, daß „heute ein Staatsstreich in Oesterreich zur Unmöglichkeit gehört . . . auch darum, weil zu einem solchen Staatsstreich von Seite der Krone nie die Zustimmung wird gegeben werden“. Nachdem dann noch Graf Hohenwart in gewohnter Aufrichtigkeit die Staatsstreich-Befürchtungen der ehrlichen Verfassungstreuen als „Sensationsnachrichten der Zeitungen“ verhöhnt hatte, stimmte der Freiherr, damals Ritter von Echlumecy und seine Fraction „Schulter an Schulter“ mit allen Föderalisten, z. B. dem Herrn von Jaworski und dem Grafen Badeni père, gegen die gesammte Verfassungspartei, die infolge dessen mit zehn Stimmen in der Minorität blieb.

Das ist, mit der neuesten Kundgebung des verfassungstreuen Großgrundbesitzes zu sprechen, die „Consequenz“, das ist die „Standhaftigkeit“, das ist die „volle Gewähr“ — jetzt und in weiterer Zukunft — für die unerschütterliche Ueberzeugungstreue und Unabhängigkeit“ des verfassungstreuen Großgrundbesitzes, soferne er unter dem Einflusse des Barons Echlumecy steht. Erst hilft man der Ruh aus dem Stall, und dann sperrt man eiligst die Thür zu. So steht das Verfassungswächteramt aus, das der Großgrundbesitz 1871 durch die Reden und Abstimmungen des Gewalters Echlumecy und heute durch die Minorität des Echlumecy'schen Patenkinde's Baernreither ausübt. K.

Der Niedergang der conservativen Partei Deutschlands.

Die „kleine, aber mächtige“ Partei, die dem politischen Leben Preußens ihren Stempel aufgedrückt hatte, blieb bei der Gründung des Deutschen Reiches zwar klein, verlor aber die Macht. Bis 1878 stützte sich Fürst Bismarck auf den gemäßigten Liberalismus, indem er die Conservativen an die Wand drückte. Dann trat ein Coulißwechsel ein. Die Conservativen und das Centrum wurden die „Stütze der Regierung“, während die Nationalliberalen, der Günst von oben beraubt, von fast 1/4 Millionen Stimmen auf noch nicht 750.000 sanken. Seitdem sind die Conservativen, von kleinen Zwischenfällen abgesehen, immer am besten angeschrieben gewesen. Sie durften sich, wo ihre eigenen Großgrundbesitzerinteressen in Frage kamen, selbst den Luxus der Opposition erlauben, z. B. bei den Handelsverträgen. Das zog ihnen wohl gelegentlich eine Rüge vom Regierungssitz zu, trübte aber das gute Verhältnis zu den maßgebenden Kreisen keines-

aller Schwelgerei und Ueberladung des Details. Es fehlt der große Zug, der kühne Schnitt, es ist alles zu nüchtern, vernünftig, naturgemäß und praktisch. Es ist, als sollte endlich für unser materiell denkendes Geschlecht die Zeit der holden Narrheit vorüber sein, die sonst so gerne irgend einen monströsen Auswuchs und Stoffbausch da oder dorthin postiert, das Kurze lang und das Schmale breit gemacht hat; das, was die urcharakteristischen Zeittrachten ausmacht, das Entzücken der Figurinenzeichner und Costümschneider, jener Trachten, die einer ganzen Epoche ihren Stempel ausdrücken.

Aber wir brauchen nicht zu fürchten, daß diese Periode der mehr oder weniger reinen Vernunft länger als gut ist dauern könnte. Schon gährt es gewaltig in den Gehirnen unserer Schneidergenies, und der Berg wird wahrlich keine Maus gebären, sondern irgend etwas höchst künstlerisches. Etwas Schönes vorderhand aber schwierig. Ein tolles Ding von Hochgarnitur, das in Baden und Fabeln über einander purzelt, der Stoff in tausend unbrauchbare, kleine Stücke zerschneidet, die vielfach verzerrt und deren Verzierung wieder mit irgend etwas anderem besetzt ist; Taillen, die halbwegs anliegend, ohne Drapierung, doch berat mit Vesägen überladen sind, daß an ein Hervortreten der feinen Taillenzellen eigentlich nicht zu denken ist. Und gerade das scheint beabsichtigt zu werden. Verschiedene „Reformerinnen“ wollen ja das Corset abschaffen — ein Hineingreifen der Frauenbewegung in die Mode! — und da soll man über der unförmlich garnierten Taille den Mangel an adrettem Sitz nicht merken.

Das Corset abschaffen — wer von uns glaubt im Ernste daran? Wir Wienerinnen wohl zuletzt. Entweder die quellenden Körperformen zeigen, die wir an den bequemen Damen vom Markt so sprichwörtlich gut kennen, oder bei entgegengesetzter Disposition das herrliche Bild der frommen Helene von Busch, nachdem sie den „Apparat der Lüste, das hochgewölbte Herzgerüste“ den Flammen überantwortet hat, und von der es dann heißt:

Seht, da geht Helene hin,
Eine schlante Böhlerin. —

Das soll nun das elegante Vorbild werden? Wir halten dies nicht recht für möglich. Kürzlich wurde in einer Besprechung über den Kampf gegen das Nieder der modernen Ceintures, die das höher und fester gebaute Corset ersetzen sollen, gewiss mit der tröstlichen Versicherung Erwähnung getan, daß die kleinen Ceintures gerade so theuer seien, als die großen Nieder. Wahrlich ein Grund, sie en vogue zu bringen — für die Fabrikanten. Es sei uns ferne, dem ungelunden und unvernünftigen Schneiden das Wort zu reden, aber die Erfahrung lehrt, daß alle Schlanthen, die auf ihre feine Taille eitel sind, sowie die meisten starken Damen, sich insgeheim radeln, (wie der Wiener sagt), mit was immer für Hilfsmitteln und wäre es nur ein Gürtelband, und die Erfahrung lehrt auch, daß man in einem gut gearbeiteten, festen, genügend hohen Corset, das man einfach zuschließt, ohne jemals die Schnürbänder anzuziehen, den angenehmsten Schutz für den Körper gegen jeden Druck der Kleidungsstücke und eine Art Stütze für das Rückgrat findet.

Sehr vernünftige Aerzte sagen, daß man einem jugendlichen Mädchenkörper vom zehnten Jahre ab Stütze und sicheren Schutz durch ein gutes, sehr bequemes und am Rücken hoch herausreichendes Nieder geben soll. Ohne dies Präservativ schneiden die Hochbänder den zarten Körper, über dessen schmale Hüften alle Kleidungsstücke herabruhsen, förmlich wunden, die Haltung ist schief und gebogen, Tourneure eine nicht zu verlangende Sache. Werden die Backfischchen dann aber eines Tages eitel und erhalten das förmlich erwartete, ungewohnte Nieder, so wird es ihnen zum Vortexte, das sie gleichwohl nicht ablegen mögen, und sie trachten das verführte Training zur Erzielung einer eleganten Taillenzelle durch gewaltiges Schneiden zu ersetzen. — Versuche, die Nieder der weiblichen Kleidung an Hüftbändern zu befestigen, verursachen wieder ein deformierendes Herabziehen der Schultern.

Wenn also das Nieder in seiner vernünftigen und gesundheitsgemäßen Form beibehalten bleibt, so dürfte das weitaus hübscheste schneiderische Zukunftsproject, das Prinzesskleid, gute Aussichten haben. Versuche, die Taillen schnebensförmig nach vorne zu verlängern, bedrohen unseren vielgeliebten Gürtel und die Blouse. Aber da wird man einfach so vorgehen, wie nun schon seit vielen Jahren. Man läßt die Schneider decretieren und trägt, was man will, nämlich die Blouse, in zahllose Säumchen abgenäht, die meist auch den Rückenteil überdecken und meist von heller, sehr gerne von weißer Seide. Was man sonst von Façons sieht, vollends wenn die neuesten, schräg aufsteigend garnierten und mit gekreuzten oder offenen Tunicataillen versehenen Röcke dazukommen, dafür hat der Wiener zwei reizende Ausdrücke: verpuszelt und verschamieret. Unübersehbar, aber kostbar tonmalend für die Art, einerseits kann den notwendigen Stoff stehen zu lassen, jedes bischen angenehmer Fülle und Drapierung geizig wegzuschneiden und dafür lauter überflüssige und zerschneidene Fleckchen da und dort aufzunähen, diese sogenannten aparten Façons, in denen ein Hauptreiz der neuen Modelle zu bestehen hat; der zweite Ausdruck voll bezeichnend dafür, wenn beispielsweise alte Damen aus ihren sämmtlichen Puzschachteln das Unmöglichste herausstramen und combinieren und sich mit all diesem auf einmal behängen, überall etwas anderem. Und das ist ja, mit Respekt zu sagen, unser neuester Modedict, tausenderlei auf ein Stück zu laden. Wer hat diese Tüllrüschen, diese schmalen Bändchen,

schwarze und weiße Spitzenstückchen, diese harten Farblöne und fonderbaren Schmudbinger nicht schon in den vorweltlichen Reliquienkästchen der Familie gesehen? Aus diesem Arsenale kommt nun noch ein neues Inventarstück an den Tag: die Franse. Und zwar die ganz uralte, transgebrannte, kurze Seidenfranse als erster Vorbote — das Uebrige folgt. Dann wieder reichliche Netzpassementieren, untermischt mit Stahlfidereien, die alte Chantilly- und Seidenblonden Spitze in Schwarz und Weiß, alles dem in viele Stückchen zerschneidene Kleiderstoff transparent eingesetzt, oft das ganze Kleid in queren Wellenstreifen durchwegs unterbrechend, dazu noch Randrüschen von Tüll, Bauschen von farbigem Seidengaze und gefaltete Samtschleifen darüber, überall kleine Straß-Schnallen und Spangen zwischen dem Gefältel, Stiderei, wo nur ein Fleckchen frei bleibt, und was sich obenauf nicht mehr angarnieren läßt, inwendig in den Rock eingarniert. Der Innenseitenluxus — das ist so recht ein Charakteristicum unserer Tage. Ein ziemlich schlechtes Soirékleid aus weißem Atlas mit schwarzem Tüll überlegt — aber an der Innenseite hat der Rock neben zahllosen übereinanderliegenden Seiden- und Spigendolants und selbstredend schwerem, seidenem Futter noch eine Garniturrüschle von Rosenblättern, handbreit, mit hunderten von Wätern auf den Meter. Es gehört wohl ein besonderes Raffinement der Trägerin dazu, diese ihre „innere“ Schönheit zur Geltung zu bringen. Die Barrisons bringen das freilich ganz einfach zuge, und dem tiefen Einblick in ihre Puppenageneimnisse verdankt man ja wohl überhaupt den ganzen ungeheuerlichen Auswuchs in der modernen Untergarderobe.

In allem Uebrigen sehen unsere Kleider recht verhungert aus. Selbst bis in die Ballgarderobe erstreckt sich diese Unbedeutendheit des Gesamteindrucks, die unter luxuriösen Details verschwinden soll. Daß die Weiber im Ballsaal zu wenig und zu viel anziehen, erscheint nie wahrer als heute. Der Arm bleibt in seinem oberen Theil so entblößt als möglich, kann das etwas Tüll und Band das Kleid über der Achsel halten — aber zu einem angenehmen, ruhigen Eindruck der schönen Schulterlinie gelangt man doch nicht, vor dem Tausenderlei der „Verschamierungen“. Unmöglich, auch nur annähernd zu sagen, was alles auf solch moderner Balltaille sich befindet, und wie es darauf kreuz und quer läuft! Ein schwacher Versuch einer Schilderung sei gewagt: man stellt z. B. eine kostbare Ballrobe, den Rock sogar, aus drei verschiedenen Farben in rothem Spiegelstamm her, Gott weiß in welcher krausen Arabeskenlinien zerschneidet, und diese drei Theile unter sich durch lose, durchsichtige Verbindungsziernacht zusammenhängt, unter denen weißes Futter durchsichtig, Stahlfiderei überall dazwischen. Eine vierte Nuance Roth zeigt der Gürtel, die unfagbar arrangierte und zerschneidene Taille schmückt ein schattierter Pelargonienzweig, Spitzen, Stiderei, Schleifen, Tüll und Rüschen.

Eine Toilette für junge Mädchen hat über weißer Seide erst ein mit Atlasbändern in Carreaur benähtes Tüllkleid, darüber dann ein gemustertes, rüschenbesetztes Gazeleid — also drei Ballroben übereinander. Eine andere Taille zeigt auf hauchdünnen Gaze eine kostbare Stiderei aus schmalen Atlasbändchen, Blumenzweige darstellend, mit vollständiger Spigewirkung, und eine Einfassung aus Sternblumen von feinen Bandschluppen — eine haarsträubende Aufwendung von Arbeitskraft, die bis zum Cotillon doch schon erbarungslos in Fransen gerissen sein muß. So geht es eben all dem lustigen, lustigen Ballzeug, und es ist ein ganz hübsches Ding, wenn man nach einem heißen Walzer Fragmente seines Ichs in den Ecken des Ballsaales herumliegen sieht, so eine Art Schlachtfeld, und wenn die Tänzer die abgerissenen Tüllrüschen der Ballkönigin im Knopfloch tragen.

Aus Paris aber kommt bereits Gegenordre: Die Jungen und Jüngsten unter den Tänzerinnen müssen einfachsten Mull und Battist, einfachste Façon tragen, alles andere passe für kein junges Mädchen. Das ist eine ganz gute Idee; wer von unseren unverheirateten Ballbesucherinnen würde nicht zu den Jungen zählen wollen?

Dafür gestattet man wieder allerlei graziose angebrachten Blumenschmuck im Haar, originell angebracht vor allem: Rautendeckels Rosenblumenbüschel rechts und links über den Schläfen oder einen von Weiden oder Gänseblumen nach der einfachsten Weise spielender Kinder gebundenen Kranz, der tief auf das Stirn- oder Nackenhaar herabgeht oder ein Kränzlein rund um den neuesten japanesischen Scheitelknoten, der hoch über dem runden Haarschopf thront.

Matale Brud-Anfassenberg.

Für Silkenron.

(Gesprochen im Festsale des Niederösterreichischen Gewerbevereines am 22. März 1898.)

Sind Sie nicht, daß sich das eigentlich gar nicht gehört, was ich da jetzt thun soll? Denken Sie nur: Sie sind gekommen, Gedichte anzuhören, und auf einmal tritt ein Mensch auf und will über den Dichter reden. Ja, darf man denn das? Ueber einen Dichter reden, erzählen, wann er geboren ist und wie er gelebt hat und was er gedichtet hat, ihn beschreiben — hat denn das eigentlich einen Sinn? Kann man denn überhaupt über einen Dichter mehr sagen als eben das, daß er ein Dichter ist? Sehen Sie, wenn ich Ihnen sage: da fliegt ein Adler, so werden Sie gewiß das Mächtige, das Gebietende dieses königlichen Thieres empfinden. Wenn ich Ihnen

dann aber einen besonderen Adler beschreibe, was er für Flecken hat und wie er anders als die anderen Adler ist, so werden Sie nichts davor haben. Das Beste, was man von einem Adler sagen kann, ist eben doch, daß er ein Adler ist, und so ist auch, was wir am Dichter verehren und lieben, alles schon in diesem Namen enthalten. Ein Dichter sein heißt, in großen Momenten sich selbst vergeffen können, um das Wort der ganzen Menschheit zu nehmen. Wenn der Dichter spricht, lauschen wir betroffen auf: denn es ist unsere eigene innere Stimme, die wir von ihm hören. Daß er dies kann, das ist das Wunder, das ist seine Macht. Darum sollten wir, seit wir dies wieder wissen, über einen Dichter nicht mehr reden.

Es ist ja noch nicht lange her, daß wir es wieder wissen. In der schlechten Zeit der Epigonen, bis vor zwanzig Jahren, war es vergessen. Damals war der Dichter irgend ein Mensch wie jeder andere, der nur die Marotte hatte, in Versen zu sprechen; obwohl es gar nicht nötig war. Daran erkennt man das Gedicht der Epigonen, daß es gar nicht nötig ist. Wenn Sie erfahren wollen, ob etwas ein wirkliches Gedicht ist oder ob es nur so thut, so machen Sie eine sehr einfache Probe: versuchen Sie, den Inhalt zu erzählen. Geht das, läßt es sich auch mit anderen Worten sagen, so ist es kein Gedicht. Nur wenn Sie, nachdem Sie den ganzen Inhalt erzählt haben, gestehen müssen, daß gerade das Beste noch fehlt und daß Sie das eben leider nicht ausdrücken können, dann ist es ein Gedicht. Die ganze „Revolution“ der „jüngsten Deutschen“ in den Achtzigerjahren hat eigentlich nichts wollen, als jenes Gedicht der Epigonen, das nur so thut, aber es gar nicht nötig hat, abschaffen und das wirkliche Gedicht herbeibringen. Der erste ist Liliencron gewesen. Von ihm haben wir, die jetzt in der Mitte des Lebens angekommen sind, als Jünglinge fühlen gelernt, was ein Gedicht ist. Darum können wir an das Schönste, das zu erleben uns vergönnt gewesen ist, nicht denken, ohne seinen theuren Namen dankbar auszusprechen. Wir waren damals von einer heftigen Sehnsucht aufgeregt, und gingen wie im Fieber herum, mit einer ungeheueren vagen Angst, etwas zu ver säumen: denn jetzt mußte bald, das war uns gewiß, etwas Herrliches, etwas Wunderbares kommen, da wollten wir dabei sein. Unser Glaube hat recht behalten: es sind Dichter gekommen, Liliencron ist der erste gewesen. Damals hätten wir weinen und alle Menschen in unserem Glück umarmen mögen. Die heutigen jungen Leute werden das nicht verstehen, aber wir waren noch nicht so geistlich.

Liliencron ist der erste gewesen. Er kam in die Literatur geritten, einen blühenden Helm auf und mit einem Schwert. Dem Kriegerischen seines herrlichen Wesens haben wir, zugejauchzt. Wenn ich es aber jetzt, mich erinnernd, nennen soll, sage ich wohl am besten, daß er für uns der große Entdecker wurde; er lehrte uns das Leben lieben. In seinen Gedichten gingen wir durch die Welt und staunten, daß soviel Schönheit ausgestreut ist. Jetzt sehen wir alle Dinge erst, dieses Wunder hat er an uns getan. Wenn ich Ihnen ein Weichsel gebe, werden Sie fühlen, daß es lieb ist, aber Sie sind es halt schon gewohnt. Nun stellen Sie sich vor: wie der erste Mensch zum ersten Mal das erste Weichsel erblickt hat, was muß das für ein Glück gewesen sein! Zu solchen ersten Menschen hat uns Liliencron gemacht. Er hat uns gezeigt, daß jede Creatur, wie erbärmlich sie auch sein mag, doch einen Strahl der ewigen Schönheit hat. Er schildert oft gemeine Dinge, aber dann sind sie nicht mehr gemein. Bei jedem Hunde oder bei einem alten Bauern oder bei einem Feld bleibt er mit uns stehen und schüttelt uns leise: „Schau, schau, wie schön das ist — alles ist so schön, thu dich auf und trinke die große Schönheit, die auf allen Dingen ist, trinke sie, dieses Trinken ist unser wahres Leben!“ Es gibt ein Bild von Klinger, er nennt es „An die Schönheit“: ein Jüngling ist auf die Knie gesunken, vor ihm liegt das Meer, da kann er sich nicht helfen und muß das Leben anbeten! Dies wäre das beste Porträt von Liliencron: er kniet da und schreit, weil alles schön ist. Mit ihm haben wir uns niedergekniet, unsere Andacht des Lebens haben wir von ihm.

Seitdem sind Dichter gekommen, die mehr Künstler und reiner sind als er: Richard Dehmel, Stefan George und unser Hofmannsthal. Aber er ist doch der erste gewesen; den heiligen Klaus, den er unseren jungen Seelen gegeben hat, werden wir von keinem mehr haben. Darum bliden wir mit solcher Wehmuth auf ihn wie nach unserer Jugend hin und es thut uns sehr weh, daß er Noth leidet und niemand für ihn sorgen will. Dies ist unbegreiflich. Wie schlecht muß eine Nation sein, die undankbar ist!

Herr Rafael Faerber wird Ihnen jetzt in seiner Weise, die ich schätze, Gedichte von Liliencron vorklesen. Hören Sie sie so an, wie man Gedichte anhören soll! Leider scheinen wir das verlernt zu haben. Es besteht jetzt ein ganz merkwürdiges Verhältnis zwischen dem Künstler und dem Hörer; die Leute thun so, als ob es ein Hakelziehen oder Stemma um die Wette wäre, wer der Stärkere ist: der Künstler zieht hin, der Hörer zieht her und denkt, du sollst mich nicht kriegen, wart! nur! Und der Hörer ist riesig stolz, wenn es ihm wirklich gelingt, sich dem Künstler zu widersetzen. Als ob das eine Heiligkeit wäre! Ich verstehe das nicht. In die Kirche geht man doch nur, wenn man glaubt; man muß Religion mitbringen. So muß auch der Hörer Kunst mitbringen, damit der Künstler wirke. Sonst soll er lieber zu Hause bleiben.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Aufgehobene Confiscation.

Der erste Fall in unserem Hause. Das k. k. Oberlandesgericht Wien hat mit Erlaß vom 15. März 1898, Z. 51, die von der k. k. Staatsanwaltschaft Wien verhängte Confiscation der Nr. 178 der „Zeit“ vom 26. Februar rechtskräftig aufgehoben. Wie erinnerlich, hatte schon das k. k. Landesgericht die Confiscation aufgehoben. Gegen dieses Urtheil erhob aber die k. k. Staatsanwaltschaft die Beschwerde beim k. k. Oberlandesgericht. Die obere Instanz hat nun gleichfalls die Staatsanwaltschaft mit ihren Verfolgungsabsichten abgewiesen. Der regelmäßige Instanzenzug ist damit erschöpft. Wir veranlassen im folgenden eine posthume Ausgabe der gegen den, eine Woche später, zu Fall gekommenen Ministerpräsidenten Baron Gautsch gerichteten Notizen:

„Vor ländlichen Wirtshäusern sieht man zuweilen eine Tafel ausgelegt mit der Aufschrift: „Heute um 8 Uhr, morgen um 9 Uhr.“ Der Wirth mag, als er neu war, nicht übel gewesen sein. Doch heute ist er alt und zieht selbst bei den dümmsten Bauern nicht mehr. Gerade diesen Wirth aber hat der Baron Gautsch zur Hauptweisheit seiner — sit venia verbo — Regierung gemacht: „Heute mit dem § 14, morgen mit dem Reichsath.“ Als er die Regierung antrat, sagte er: „Laßt mich nur eine kurze Weile mit dem Biergelehrten regieren, im Jänner, längstens Februar kriegt ihr wieder das Parlament.“ Jetzt ist der Jänner und auch schon der Februar vorbei, wir haben noch immer kein Parlament, sondern nur einen Baron Gautsch, der, soweit überhaupt, mit dem § 14 regiert und noch immer „morgen“ das Parlament einberufen verspricht. Er entschuldigt sich damit, daß er mit den Vorbereitungen für eine neue Reichsrathssession noch nicht fertig sei. Der gute Mann, scheint mir, irrt sich. Er ist fertig, aber nicht mit den Reichsraths-Vorbereitungen, sondern überhaupt.

Den selben zweifelhafte Monolog über Patriotismus, Staatsnuthwendigkeit und ungarischen Ausgleich hat Baron Gautsch jetzt sicher schon ein paar Dutzendmal abgeleiert: 2-mal in den wöchentlich dreimaligen Ministerräthen, weitere 2-male in den „unverbindlichen Besprechungen“, die er vor, in den „unverbindlichen Besprechungen“, die er während der Landtagssession, bald mit deutsch-böhmischen, bald mit jungböhmisches, bald mit deutsch-mährischen, bald mit czechisch-mährischen, bald mit clericalen, bald mit feudalen Parteilührern abgehalten hat. Diese Rede muß in ihrer Art insofern ein oratorisches Unicum sein, als sie, wie das gänzliche Versagen des Erfolges beweist, trotz wiederholter Applodierung, auch nicht einen einzigen ihrer sehr verschiedenartigen Hörer zu überzeugen vermocht hat. Sie ist vielleicht die erprobte wirkungsloseste Rede, die noch je ein Mensch concipiert hat. Als menschliches Document für die vorher noch von niemandem erreichte unterste Grenze menschlicher Verstandlichkeit würde sie verdienen, erweigert zu werden. Deswegen möchte ich dem Baron Gautsch raten, sie, sobald er von der Regierung zurücktritt, als Broschüre zu veröffentlichen. Der Ertrag könnte einem wohltätigen Zwecke gewidmet werden, z. B. zur Errichtung eines Fonds zur Unterstützung entlassener Ministerlinge, solange sie nicht bei einer Centralstelle oder einer Bank eine rentable Unterkunft gefunden haben.

Da Baron Gautsch die Parteiführer nicht zu überreden vermag, versucht er offenbar, sie durch die bis zur Unentzählichkeit häufige Wiederholung der „unverbindlichen Besprechungen“ zu unterreden. Seine einzige Hoffnung ist, daß es ihm auch noch gelingt, die Deutschen und die Czechen unter den Tisch zu reden.

Das sind also die staatsgefährlichen Notizen, wegen deren die k. k. Staatsanwaltschaft Wien die staatliche Gedankenkontrolle in Bewegung setzen zu müssen meinte! Wenn Baron Gautsch die Zauder- und Schwägypolitik, die in diesen Notizen verspottet wird, unterlassen hätte, wäre er vielleicht heute noch Ministerpräsident. Sollte die Staatsanwaltschaft die Ministerkammer des Barons Gautsch für so staatsgefährlich gehalten haben, daß sie deswegen die ihn über seine Fehler beschredenden Notizen confiscirte? — Die Begründung, welche das Oberlandesgericht seinem Urtheil gibt, ist von allgemeinem Interesse. Das Oberlandesgericht sagt nämlich, daß diese Notizen, da sie nicht zu Hass und Verachtung ansetzen, nicht unter den bekannten § 300 St.-G. fallen, sondern, wenn überhaupt eines, das Deficit des § 492 St.-G. (Anteilsentbehrung) bedeuten, zu dessen gerichtlicher Verfolgung nach dem Art. V. des Gesetzes vom 17. December 1862, Nr. 61, Nr. 8, die Zustimmung des Beiherrschenden, d. i. im vorliegenden Falle des Barons Gautsch, erforderlich gewesen wäre, die der Staatsanwalt nicht eingeholt hat, da er es vorgezogen hat, mit dem wohl überlegenen Amtsschimmel des § 300 St.-G. zu arbeiten. Wenn das Oberlandesgericht an dieser, unseres Erachtens durchaus zutreffenden Auffassung festhält, wird der Staatsanwalt gut daran thun, sich für gewisse Confiscationen einen neuen Amtsschimmel zu fassen, und der Justizminister Herr Dr. v. Ruber wird, damit die Confiscationen auch nach § 492 mit der gewünschten Promptheit erfolgen können, die Staatsanwaltschaften mit einer Anzahl von in bianco unterzeichneten Strafantragformularen versehen, die dann endlich unsere Minister, wenigstens in Bezug auf die Strafantragformularen, eine gewisse staatsmännliche Rehnlichkeit mit dem Kaiser Bis in a r d erlangen würden, die der eine trotz seiner Glorje, der andere trotz seiner Körperlänge bisher nicht zu erreichen vermocht hat.

Politische Notizen.

Den Diplomaten ist die Sprache gegeben, um ihre Gedanken zu verbergen, und den österreichischen Ministern, um ihren Mangel an Gedanken zu verbergen.

Regelrecht stellt ein Ministerium eine Summe von Talenten und Ideen dar, das Ministerium thun dagegen eine Differenz. Die einzelnen Mitglieder des Ministeriums heben sich — mathematisch gesprochen — gegenseitig auf. Zieht man von dem nationalen Gelehrten-Rath